

Scheffels "Ekkehard" im Lichte der Quellen

Autor(en): **Schlumpf, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **29 (1942)**

Heft 12: **St. Gallen II**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-531178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wir wollen unsere Zeilen nicht mit der Nutzenanwendung des Eierlese - Predigers schliessen, sondern mit der Feststellung, dass in der alten Eidgenossenschaft das Rheintal, wo der Abt von St. Gallen die niedere Gerichtsbarkeit ausübte, und das von ihm regierte Toggenburg die ersten grösseren paritätischen Gebiete waren, wo Katholiken und Protestanten Kirche und Pfrundvermögen gemeinsam benutzten, resp. teilten. Hier zuerst war dem grausamen Gesetz Cuius regio eius religio eine Bresche geschlagen. Jahrhunderte bevor in andern Herrschaftsgebieten der Staatsabsolutismus auf religiösem Gebiet gebrochen wurde. Gewiss ging das Zusammenleben nicht immer leicht, und es gab, besonders in dem nie ganz beruhigten, immer und immer wieder nach der vollen Freiheit strebenden Toggenburg, Reibereien genug in religiösen Verwaltungsdingen. Und doch war dies von den Verhältnissen aufgedrungene Zusammenleben eine nicht hoch genug zu bewertende Vorprobe für das Zusammenleben der ganz verschiedenen Volksteile des künftigen Kantons. So dürfte es auch nicht von ungefähr kommen, dass der Kanton das Verhältnis zu den beiden Konfessionen auf eine Weise gelöst hat, deren Loyalität ihresgleichen sucht: Beide Konfessionen ordnen heute, nach 120jähriger Entwicklung, ihre Angelegenheiten ohne jeglichen Eingriff und ohne Bestätigungsrechte des Staates; zudem geniessen beide Konfes-

sionen das Recht der eigenen Steuererhebung. Gerade die besonderen Schwierigkeiten haben das St. Gallervolk in vielen Kämpfen immer und immer wieder gezwungen, eigene Wünsche und Forderungen an denen des gleich starken Gegners abzuwägen und die goldene Strasse der Mitte zu suchen. Im toten Winkel der Eidgenossenschaft gelegen — wir haben nur die Nachteile der langen Grenze; die Vorteile, die Zölle, gehören dem Bund — sind wir wirtschaftlich und politisch immer mehr ins Hintertreffen gekommen. Aber wir haben doch eine Tat vollbracht und arbeiten immer noch an ihr, die in ihrer Schwierigkeit keinem andern Kanton zugefallen ist: in gut hundert Jahren haben wir aus den heterogensten Landschaften, Volksteilen und Konfessionen einen Staat geschaffen, der die versöhnenden und verbindenden Ideen des Völkerbundes vorwegnahm. Das ist kein Kleines. Dieses echt föderalistische Denken, die von der Natur und Struktur geforderte Rücksichtnahme auf das Recht des andern hat das St. Gallervolk so geformt, dass es ohne lautes Klagen, ohne lautes Rühmen, aber in zäher, ruhiger Arbeit die Krise seiner Hauptindustrie überwand, von der 40,000 Menschen betroffen wurden. Es war eine Stunde der Bewährung, und sie hat ein gesinnungsreifes Staatsvolk vorgefunden.

St. Gallen.

Jos. Linder.

Scheffels „Ekkehard“ im Lichte der Quellen

Es gab eine Zeit, da das Wort „Ekkehard“ wie ein Zauberstab wirkte, der das Kloster St. Gallen und seine Blütezeit im 10. Jahrhundert ins grellste Rampenlicht der Wirklichkeit setzte, die Ekkeharde und die Notkere, einen Abtbischof Salomon und einen König Konrad, eine Herzogin Hadwig und eine Wiborada Reklusa aus ihrem tausendjährigen Schlafe erweckte und mit der urgewaltigen Melodie eines Walthariliedes verklärte. Viktor von Scheffel hiess der Zauberkünstler, und seine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert war sein Zauberstab.

In der Tat wollte Scheffel mit seinem Roman „Ekkehard“ ein Stück Mittelalter vor unsere Seele zaubern. Diesen Willen bekundete er mit dem Untertitel seines Buches „eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert“, mit den vielen Zitaten aus den Quellen im Anhang, die dem Roman den Stempel der Geschichte geradezu aufdrücken wollen, vor allem aber mit der Erklärung im Vorwort, er grabe alte Gebeine aus, belebe sie mit einer lebendigen Seele, so dass im Leben, Ringen und Leiden der Einzelnen der Inhalt des Zeitraumes sich widerspiegeln und so den

Zeitgenossen ein treues Gemälde von dem Leben ihrer Vorfahren vor Augen geführt werde. Scheffels „Ekkehard“ wurde denn auch von der grossen Lesergemeinde als ein historischer Roman 1. Ranges gewertet, und noch heute kommen Verehrer des Dichters nach St. Gallen und fragen pietätvoll nach der Schwelle, über die einst Ekkehard die Herzogin Hadwig getragen habe. Und so wird es denn nicht abwegig sein, wenn wir den Roman einmal im Lichte der Geschichte betrachten, um so mehr, als ihm gerade heute die „Ehre des Filmes“ zuteil wird.

I.

Welches also sind die geschichtlichen Quellen, aus denen Scheffel schöpfte? Wie aus den Anmerkungen, die dem Romane beigelegt sind, leicht ersichtlich ist, müssen als Hauptquellen genannt werden einige Chronisten und Biographen des Klosters St. Gallen, allen voran die *Casus S. Galli Ekkehardi IV.* Dem letzteren verdankt der Dichter, wie er selber dankbar anerkennt, die besten Seiten seines Buches. Vor allem aber sind es die beiden Hauptträger des Romanes Ekkehard, der Mönch von St. Gallen und Hadwig, die Herzogin von Schwaben, deren Grundzüge der Dichter in der Chronik Ekkehardi IV. vorfand. Dieser Ekkehard, der Chronist, wurde von der Forschung als der Vierte bezeichnet, weil vor ihm noch drei andere Konventualen seines Namens von Bedeutung im Kloster St. Gallen gelebt hatten, Ekkehard I., II. und der III. Jener Ekkehard nun, der unseren Dichter zu seinem Romane inspirierte, ist zweifellos Ekkehard II. gewesen. Von keinem der berühmten Mönche des Klosters weiss unser Chronist Ekkehard mehr zu erzählen als gerade von diesem. Aber gleichwohl schreibt ihm unser Dichter noch wichtige Begebenheiten zu, die nach der Quelle Ekkehard I. zukommen. Wer also war Ekkehard I.?

Wie uns der Chronist Ekkehard erzählt, war auch er ein Klosterschüler. Als er noch auf der Schulbank sass, übertrug ihm sein Lehrer Gerald als dictamen debitum magistro, d. h. als Schulaufgabe: das Waltharilied, das in Bruchstücken vorliegen mochte, zusammenzufassen und aus der Prosa in Verse zu setzen. Ekkehard, der Schüler, hat dann diese seine Aufgabe so meisterhaft gelöst, dass sein Name unauslöschlich

in die deutsche Kulturgeschichte eingegraben bleibt. Allerdings ist die Dichtung nicht ganz so auf uns gekommen, wie sie Ekkehard geschrieben hat. Denn, so erzählt unser Chronist weiter, er selber (Ekkehard IV.) habe in Mainz, wo er an der bischöflichen Schule Lehrer war, das Waltharilied in ein besseres Latein gesetzt, und zwar auf Wunsch des Erzbischofs Aribö. So ist also das Waltharilied nach den Quellen entstanden und auf uns gekommen.

Zweifellos hat diese Entstehungsweise dem Geschmacke unseres Dichters nicht entsprochen, und so erfand er dann eine passendere. Die Dichtung erblickte nach Scheffel das Licht dieser Welt auf dem Wildkirchli im Angesichte des Säntis, und der sie schuf, war Ekkehard, der Lehrer der Herzogin Hadwig auf Hohentwiel, von den Forschern Ekkehard II., auch der Höfling genannt. Das gibt uns eine Vorahnung von dem, was sich die Geschichte in den Händen eines Dichters wie Scheffel gefallen lassen musste. Wie nun kam unser Ekkehard II. auf dem Wildkirchli zu seinem Waltharilied? Die Antwort darauf ist der Roman „Ekkehard“, der im Grunde genommen nichts anderes bedeutet, als den Hintergrund, die Umrahmung jenes Sanges, mit dessen Verdeutschung der Dichter seinem Werke die Krone aufsetzen wollte. Was nun berichten uns die geschichtlichen Quellen von diesem Ekkehard, von Ekkehard II., dem Helden des Romanes?

II.

Ekkehard I., der eigentliche Urheber des Walthariliedes, stieg nach unserem Chronisten vom Klosterschüler zum Mönch, zum Lehrer, zum Hymnendichter, ja zum Verfasser eines Wiborada-Lebens und schliesslich zum Dekan des Klosters empor. Als solcher führte er dem Kloster vier Neffen zu; darunter war unser Ekkehard II. Auch er wurde Zögling der inneren Schule, um dann als Mönch dem Konvente beizutreten. Von diesem Mönch soll Kaiser Otto III. anlässlich eines Besuches in St. Gallen gesagt haben, keinem habe die Benediktinerkutte je reizender gesessen. Ekkehard war von hohem Wuchs und starkem Körperbau, ein Krieger von Gestalt, mit funkelnden Augen, dazu beredt wie keiner, ein vorzüglicher Ratgeber, im blühenden Alter dem Ruhme nicht unzugänglich, später jedoch eine Zierde der Demut. Er unterrichtete

an beiden Schulen, der inneren und der äusseren, war als Lehrer glücklich und scharf, so dass nie ein Schüler, abgesehen etwa von den kleinsten, ein anderes Wort als ein lateinisches zu sprechen gewagt hätte. Schüler, die für die wissenschaftliche Laufbahn nicht eben sehr veranlagt waren, bildete er im Schreiben und Malen aus, d. h. in jenen Fächern, in denen er selber ein Meister war. Viele seiner Schüler bekleideten später hohe Aemter. Einmal nun, so erzählt der Chronist, kam die Herzogin Hadwig aus Schwaben zum hl. Gallus um zu beten; denn sie war die Nichte des Abtes Burkhard und dazu noch die Schirmherrin des Klosters. Sie wurde daher vom Konvente festlich empfangen. Als nun die Stunde des Abschiedes gekommen war, wollte der Abt seine Nichte, wie es üblich war, mit Geschenken beehren. Sie aber wies diese zurück mit den Worten, das Geschenk, das sie wolle, sei Ekkehard der Mönch, wofern der Abt damit einverstanden sei, dass dieser für einige Zeit auf dem Hohentwiel als Lehrer sich aufhalte. Hadwig hatte den Mönch bei ihrer Ankunft an der Pforte zum erstenmal gesehen und seine Einwilligung bei jener Gelegenheit erhalten.

Der Abt war in Verlegenheit; denn er liess Ekkehard nicht gerne ziehen. Aber der hohen Herrin gegenüber wagte er nicht „nein“ zu sagen, und so gab er denn sein Jawort. Ekkehard rüstete sich also auf seine Reise nach dem Hohentwiel. Wie er aber dort ankam, wurde er von der Herzogin festlicher empfangen, als ihm lieb war. Diese wies ihm ein Gemach an, das dem ihrigen zunächst gelegen war. Da pflegte sie mit einer vertrauten Zofe zum Lesen einzutreten, wobei jedoch die Türe immer offen blieb, damit böse Zungen nicht etwa Argwohn schöpfen konnten. So wurden denn auch beide oft von Dienstmannen, Kriegern oder sogar Fürsten des Landes beim Lesen oder bei Beratungen angetroffen.

Mit ihrer Strenge und ihren wilden Gewohnheiten aber erbitterte die Frau gar oft den Lehrer und Berater, so zwar, dass er oft viel lieber wieder nach Hause gegangen wäre. Wenn es dann aber vorkam, dass Ekkehard etwa bei Festzeiten sein Kloster wieder besuchen durfte, dann wurde dieses von der kunstsinnigen Herrin reich beschenkt mit Gaben aller Art, vor allem mit

goldgestickten Messgewändern, die sie selber hatte herstellen lassen. — In dieser Zeit nun herrschte zwischen St. Gallen und Reichenau ein gespanntes Verhältnis, indem der Abt Ruodmann von Reichenau die Mönche des Klosters St. Gallen am königlichen Hofe und bei der Herzogin in Misskredit zu bringen suchte. Da leistete denn der sprachgewandte Ekkehard seinem Abte oft die besten Dienste. Wie nun Ekkehard auf seiner Rückreise auf den Hohentwiel wieder einmal in solchen Geschäften auf der Reichenau erschienen war, liess der Abt Ruodmann beim Abschied Ekkehard gegenüber die Worte fallen: „Glücklicher, der du eine so schöne Schülerin in Grammatik zu unterrichten hast.“ „So wie auch du“, gab Ekkehard zurück, „der du einmal die schöne Kotelinde (eine St. Galler Reklusin) als teure Schülerin die Dialektik lehrtest.“ Diese Worte sprach Ekkehard im Unwillen und ging davon. Der Abt jedoch machte sich hernach Vorwürfe und schickte einen Boten zu Ekkehard auf den Twiel mit einem Schreiben des Inhaltes, Ekkehard möchte doch der Herrin gegenüber von jener Bemerkung nichts verlauten lassen. Der aber säumte mit der Antwort nicht und schrieb dem Abte zurück, noch niemals sei er zu seiner Herrin in so grossem Vertrauen gestanden, dass er es gewagt hätte, den Ohren ihrer Strenge so etwas vorzubringen.

Das nun ist alles, was uns die Quellen über das Verhältnis Ekkehards zur Herzogin Hadwig auf dem Hohentwiel berichten. Wir wissen sogar nicht einmal, wie lange Ekkehard auf dem Hohentwiel verblieb, wohl aber, dass er auf Verwenden der Herzogin an den königlichen Hof nach Mainz kam, wo ihm die hohe Ehre zuteil wurde, Lehrer und Erzieher der Söhne Ottos, des Kaisers, zu sein. Gross muss das Ansehen unseres Ekkehard am königlichen Hofe gewesen sein. Denn wie er einmal anlässlich eines allgemeinen Konzils den Sitzungssaal betrat, da erhoben sich sechs Bischöfe, die ehemals seine Schüler gewesen, von ihren Plätzen, um ihren ehemaligen Meister zu begrüßen. Der Vorsitzende aber, Erzbischof Willegis, rief ihn mit der Hand herbei. Ekkehard kam, fiel dem Erzbischof zu Füssen, um ihn zu küssen. Dieser aber hob ihn zärtlich auf, küsste ihn selber und sprach: „Mein würdiger Sohn, auch du wirst

einmal mit solchen auf den Thron gesetzt werden.“ Von der Herzogin Hadwig aber erhielt ihr ehemaliger Lehrer auch in Mainz noch einmal ein Zeichen ihrer Gewogenheit. Das Kloster St. Gallen lebte nämlich zu jener Zeit in grossen Nahrungssorgen. Auf die Bitten einiger Freunde liess sich nun die Herzogin herbei, dem St. Galler Konvente den Ort Sasbach bei Kaiserstuhl im Württembergischen zur Benutzung abzutreten. Aber sie stellte dabei die Bedingung, dass dessen Verwaltung Ekkehard II. abgetreten werde.

Nicht bloss bei der Herzogin, auch bei der später heiliggesprochenen Kaiserin Adelheid stand unser Ekkehard im höchsten Ansehen, stieg in Mainz zum Dompropst empor und blieb es bis zu seinem Tode. Wie die St. Galler Totenbücher und der Liber Benedictionum bemerken, starb er am 23. April 990 im Kloster St. Alban in Mainz. Ekkehard IV. setzte ihm in wohllautendem Latein die Grabschrift:

„Es ging zur Ruhe der Verteidiger brüderlicher Sache. Ein Pilger, im Glauben gab er seine Seele Gott und seine Gebeine Mainz. — Dem bewunderungswürdigen Lehrer, dieser Zierde des Klosters St. Alban, möge St. Gallen und St. Alban die Freuden der Ewigkeit verleihen.“ —

Das ist das Bild Ekkehards II., des Lehrers der Herzogin Hadwig, wie es uns die geschichtlichen Quellen überliefert haben. — Wie nun der Dichter dieses Bild mit neuem Leben beseelte, das möge der Lehrer, der sich dafür interessiert, im Romane selber nachlesen. Indessen fragen wir hier nach dem Bilde, das uns die Quellen von der Partnerin Ekkehards im Romane, von der Herzogin Hadwig hinterlassen haben.

III.

Sie war eine Tochter des Herzogs Heinrich von Bayern, eine Nichte Ottos des Grossen. Unser Chronist Ekkehard nennt sie überaus schön von Antlitz, aber weit und breit im Lande gefürchtet, weil sie von allzu grosser Strenge war. Hadwig sollte die Gemahlin eines griechischen Königssohnes Konstantin werden; ja sie war schon verlobt mit ihm. Darum wurde sie denn auch in der griechischen Sprache und Wissenschaft vorzüglich ausgebildet. Gesandte des Prinzen kamen eigens hiezu nach Bayern. „Aber als einer davon, der Maler war, sie ganz genau

ansah, um das Bild der Jungfrau ganz ähnlich abzumalen und seinem Herrn zu schicken, da war ihr die Vermählung so verhasst, dass sie den Mund und die Augen verzerrte. Sie verschmähte den Griechen hartnäckig . . .“ und die Vermählung kam nicht zustande. Sie zog es vor, ihre Hand einem Manne ihrer Heimat zu geben und vermählte sich dann mit Herzog Burkhard II. von Schwaben, obwohl er bedeutend älter war als sie. Sie schenkte ihm aber keine Kinder, und er hinterliess sie als Witwe und einzige Erbin. Die Herzogin war männlichen Geistes und ergriff mit starker Hand die Zügel der Regierung. Ihr waren auch die Klöster des Landes unterstellt. So kam sie auch einmal als Schirmherrin des Klosters zum hl. Gallus und erbat sich bei dieser Gelegenheit vom Abte, dessen Nichte sie war, den Mönch Ekkehard als ihren Lateinlehrer auf den Hohentwiel. Die Herzogin stellte ihr Gesuch persönlich an Ekkehard. Dieser sagte willig zu, und der Abt liess ihn, wenn auch nicht gerne, ziehen, wie oben bereits schon ausgeführt wurde. Ueber den Aufenthalt Ekkehards auf dem Hohentwiel und von seinem Verhältnis zur Herzogin berichten uns aber die Quellen nicht mehr als oben schon erzählt wurde. Einzig eine kurze Episode kann hier noch beigefügt werden. Sie verrät uns, wes Geistes die Herzogin gewesen. Die Lagerstätte Ekkehards war geschmückt mit einem Wandbehang und einem Vorhang. Das versties nach der Auffassung Ekkehards wohl gegen die Einfachheit, die dem Mönch ziemte. Er bat also den Diener, solches zu entfernen. Der gehorchte. Aber zur Strafe dafür liess die Herrin diesen Diener auspeitschen, und nur der inständigen Bitte Ekkehards hatte er es zu verdanken, dass er nicht an Haut und Haar geschunden wurde. Das nun ist alles, was uns die geschichtlichen Quellen über das Verhältnis Ekkehards, des Mönches von St. Gallen, und Hadwigs, der Herzogin von Schwaben auf dem Hohentwiel, mitgeteilt haben.

IV.

Diese Quellen wissen nichts von jenem pikanten Einzug der Herzogin im Kloster St. Gallen, nichts von jenem schwärmerischen Ekkehard im Klostersgarten und beim Mahle, nichts von jenem aufkeimenden Liebesverhältnis zwischen Hadwig und Ekkehard, dessen Zeuge Virgilius, der

römische Klassiker, während der Lateinstunde war, noch viel weniger natürlich von dem heissen Liebeswerben Hadwigs auf Hohenkrähen und am allerwenigsten von jenem Ekkehard, der zerbrochenen Herzens vor der Herzogin auf den Knien liegt, um hernach auf den Höhen des Säntis wieder zu gesunden und sein Waltharilied zu schreiben. Ja, nicht einmal ein Anhaltspunkt zu alledem, was das Liebesverhältnis zwischen Ekkehard und Hadwig im Romane betrifft, findet sich in den geschichtlichen Quellen. So hoch und erhaben über jeglichem Verdacht steht das Verhältnis zwischen Ekkehard und der Herzogin in den Augen der Chronisten da, dass er mit keiner Silbe je einmal auch nur auf die Möglichkeit einer Liebeständelei anspielen würde. Wohl lebten dereinst in der Geschichte die Gestalten, die Scheffel zu den Trägern seines „geschichtlichen“ Romans erkor, wohl wäre sogar ein Liebesverhältnis, wie es von Scheffel gesehen wurde, möglich gewesen, in Wirklichkeit hat aber nach den geschichtlichen Quellen ein solches nie bestanden. Weder die Herzogin Hadwig noch Ekkehard, unser Mönch, sind an der Versuchung, so eine bestanden hätte, zerbrochen. Das ist die geschichtliche Wahrheit. — Scheffel ist es denn auch nicht gelungen, so belesen er in jener zeitgenössischen Quellengeschichte war, seine Darstellung auch nur mit einem einzigen Zitate zu erhärten. Aber in solcher Verlegenheit wusste sich unser Dichter zu helfen. Wo kein Zitat zu finden war, da wurde eines gemacht. Der blinde Thieto musste dem aus dem Kloster scheidenden Ekkehard die Warnung mit auf die Reise geben: Frauendienst ist ein schlimmes Ding für den, der gerecht bleiben will, Hofdienst noch schlimmer — was ist Frauen- und Hofdienst zugleich? — Ein Vater Thieto nun war in der Tat einst Abt des Klosters, hatte aber nicht zur Zeit Ekkehards gelebt und daher diesen Spruch auch nie getan. —

V.

Wenn also das Liebesverhältnis zwischen Scheffels Ekkehard und Hadwig auch nicht mit einer Andeutung aus den Quellen zu begründen ist, so bleibt doch noch die Frage offen, ob nicht gleichwohl die vom Dichter geschaffenen Gestalten mit der Seele, dem Geiste, der Weltanschauung des 10. Jahrhunderts beseelt wur-

den, so dass sie dennoch als Repräsentanten jener Zeit und jenes Jahrhunderts gelten können. Aber auch diese Frage muss verneint werden. Denn die Seele, der Geist, die Weltanschauung des mittelalterlichen Menschen kommt weder in Ekkehard noch in Hadwig dermassen greifbar zum Ausdruck wie in einer dritten Gestalt, die der Dichter Wiborada Reklusa nennt. Die von den Quellen geschilderte Wiborada ist die Repräsentantin des mittelalterlichen Klausnertums. Das Klausnertum aber ist ein Stück mittelalterlicher Kultur, ja in ihm erreicht mittelalterliche Kultur geradezu einen Höhepunkt: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin und verkaufe alles, was du hast, gib es den Armen und folge mir nach!“ Unsere Wiborada der Geschichte hat diesen Höhepunkt erreicht, dieses Ideal verwirklicht. In der historischen Gestalt Wiboradas war also dem Dichter eine einzigartige Gelegenheit geboten, mittelalterlichen Geist und mittelalterliche Weltanschauung in ihrer höchsten Auswirkung zum Leben zu erwecken. Die beiden Wiborada-Leben der St. Galler Mönche Hartmann und Hepidan sowie die Casus S. Galli, unseres hier oft schon zitierten Ekkehard IV., boten ihm alle nur wünschbaren geschichtlichen Quellen dazu. In Wirklichkeit kannte denn auch der Dichter diese Quellen, ja, er zitierte sie sogar reichlich. Wie also hat Scheffel Wiborada Reklusa des 10. Jahrhunderts zu neuem Leben erweckt? Hören wir zuerst die geschichtlichen Quellen und hernach den Dichter!

Wie die Quellen berichten, war Wiborada adeliger Herkunft. Ihre Wiege stand dort, wo heute noch eine Wiborada-Kapelle steht, in der Burg zu Altenklingen. Ihr makellooses Jugendleben kann in drei Worte gefasst werden: Gottesdienst, Elterndienst und Krankendienst. — Ihrem Bruder Hitto, der Seelsorger ihrer Heimatgemeinde war, diente sie täglich am Altare. Aber auch zur Nachtzeit fand man sie oft betend am Altare. — Die Psalmen kannte sie auswendig. Hitto war ihr Lehrer gewesen. Ihren alternenden Eltern war sie Trost und Stütze und pflegte sie mit nie ermüdendem Eifer, bis beide das Zeitliche segneten. Die Kranken der Umgegend suchte sie mit Vorliebe auf; oft nahm sie solche in ihr Haus, um sie sorgfältig pflegen zu können. Mit Hitto durfte sie eine Pilgerfahrt nach Rom machen. An den Gräbern der Apostelfürsten

reifte ihr längst gehegter Wunsch, Klausnerin zu werden, zum Entschlusse. Nach ihrer glücklichen Heimkehr teilte sie diesen Entschluss ihrem höchsten Vorgesetzten, Abtbischof Salomon von Konstanz, mit und erhielt von diesem das Jawort. Wiborada bezog zuerst eine Zelle in Konstanz, dann eine solche in St. Georgen, schliesslich aber die abgeschlossene Klausen bei St. Mangen, während ihr Bruder Hitto indessen selber Mönch im Kloster des hl. Gallus und Seelsorger an der Kirche bei St. Mangen geworden. Bei der Klausen von St. Mangen aber holten gross und klein, arm und reich, Fürsten und Volk, Rat, Trost und Stärke für den Lebenskampf. Wiborada kam in den Ruf der Heiligkeit. Das Beispiel riss hin, und so fanden sich denn bei ihrer Klausen Frauen und Jungfrauen, die sich zum Leben Wiboradas entschlossen hatten. Bekannt sind die selige Rachild und Fürstin Wendelgard, die beide mit rührender Treue das Beispiel ihrer Lehrmeisterin befolgten.

In dieses Klausnerinnen-Idyll ertönte der Ruf: „Die Ungarn sind da!“ Wiborada sollte auf Geheiss des Abtes auch fliehen. Sie tat es nicht. „Wenn es der Wille des Herrn ist, der mich in die Klausen geführt hat, dass ich in der Klausen sterbe, so sei es!“ So dachte sie und blieb und starb als Märtyrerin ihrer Ueberzeugung. Abt Engelbert bestattete ihre Leiche feierlich in ihrer Zelle. Ihr Grab aber wurde verehrt als das einer Heiligen und ihr Todestag wie derjenige einer heiligen Jungfrau und Märtyrerin gehalten. Abt Craloh aber gab dem Drängen des Volkes nach und liess die Gebeine der hl. Wiborada aus dem ursprünglichen Grabe in ihrer Zelle in die Kirche des hl. Magnus überführen. Schliesslich erlangte Abt Norbert von Stableau (1034 bis 1072) unter Mitwirkung des Kaisers Heinrich III., von Papst Clemens II. in Rom die Kanonisation der Klausnerin. So wurde die hl. Wiborada die erste ihres Geschlechtes, der diese Ehre zuteil geworden ist.

Das ist in kurzen Strichen das Bild jener Wiborada Reklusa, wie es uns von den geschichtlichen Quellen gezeichnet wurde. Sehen wir nun in eben so kurzen Zügen, wie der Dichter Scheffel dieses Bild zu neuem Leben erweckte, auf dass die Heilige, wie er selber versprach, „als auferweckte Tote einherwandle“.

Im III. Kapitel seines Romanes „Ekkehard“ entwirft uns der Dichter ihr Bild. — Wiborada war nicht abgeneigt, meint er, einem Manne sein Leben zu versüssen. Aber die Blüte der Landeskraft fand keine Gnade vor ihren Augen, sie tat eine Wallfahrt nach Rom. Dort muss ihr Gemüt erschüttert worden sein . . . Drei Tage lang rännte ihr Bruder Hitto das Forum auf und nieder und suchte sie . . . Am Morgen des vierten Tages kam sie zum salarischen Tore herein, hocherhobenen Hauptes und mit leuchtenden Augen. Es sei alles nichts auf der Welt, sprach sie, solange nicht dem hl. Martinus die Ehre erwiesen werde, die seinem Verdienste gebühre. In ihre Heimat zurückgekehrt, habe sie dann all ihr Hab und Gut der Kirche von Konstanz gegeben, und zwar unter der Bedingung, dass alle Jahre einmal von den geistlichen Herren in Konstanz zu Ehren des hl. Martinus ein Fest gehalten werde. Dann erhielt sie von ihrem Bischof die Klausen drunten in Konstanz, die sie aber bald mit jener im Tale des hl. Gallus vertauschte. In der Klausen aber war der hl. Martinus der Auserlesene ihrer Gedanken, dem sie alles, was ihr Herz bedrängte, anvertraute. Vor dieser Klausen konnte man dann oft ihre leidenschaftliche Stimme vernehmen und die Worte hören: „Steige herab, heiliger Martinus, tapferer Kriegstribun . . . meine Seele ist gerüstet, dich zu erschauen, meine Augen dürsten nach dir!“ Mit hocherhobenen Armen und gläsern starrenden Augen sah sie dann den hl. Bischof im Wetterleuchten und blauen Strahlenglanze herannahen, vor ihrem Fenster stehen, Schild und Lanze wider die anstürmenden Dämonen haltend, die grunzend durchs Dunkel entflohn. Dann nickte der tapfere Heilige ihr freundlich zu, schüttelte die wallenden Locken, nahm all ihre Not mit sich himmelwärts und legte sie vor den Thron Gottvaters. — Wir sehen, Wiborada Reklusa war in den Augen unseres Dichters eine hundertprozentige Hysterikerin. Allerdings hat er für diese in den Quellen nicht die leiseste Andeutung gefunden. — Und dennoch sollen diese Quellen von seinem Phantasiegebilde Zeugnis ablegen. Wie gelingt ihm das? Da schildert uns Hepidan, der spätere Biograph, das makellose Jugendleben Wiboradas im Elternhause. Eine ihrer Mägde aber, so erzählt er, wurde vom Neide geplagt und streute eine entehrende Ver-

leumdung aus. Wiborada gehe, so sagte sie, des Nachts nicht aus, um zu beten, sondern um Dinge zu treiben, die das Tageslicht scheuten, ja, sie hege sogar mit dem eigenen Bruder ein blutschänderisches Verhältnis. — Die Verleumdung greift um sich. Sie kommt dem Bischof zu Ohren. Dieser verordnet ein Gottesgericht. Auf öffentlichem Platze zu Konstanz wird dieses in Anwesenheit einer grossen Volksmenge vollzogen. Aber unter dem Jubel des Volkes wird die Unschuld der verleumdeten Braut Christi auf unzweideutige Weise an den Tag gelegt. Die Verleumderin aber wird irrsinnig und stürzt aus dem zeitlichen in den ewigen Tod. So der Biograph. — Es liegt auf der Hand, dieser verfolgte mit seiner Erzählung nur den einen Zweck, das makellose Jugendleben Wiboradas in ein noch glänzenderes Licht zu stellen. Was aber hat der Dichter aus dieser Episode gemacht? Der Klosterknecht Romajas muss es uns sagen; denn dieser fügt zur Meinung des Volkes, Wiborada sei eine Heilige, die Bemerkung, er wolle Wiborada das Fell der Heiligkeit nicht abziehen; aber in Konstanz drunten habe er allerhand erfahren, was ihm nicht grün aussehe. Es sei dort drunten noch nicht vergessen, wie sich Wiborada wegen dem und jenem vor dem bischöflichen Gericht zu verantworten hatte. Dann aber verweist der Dichter auf den Anhang und zitiert dort aus Hepidan, dem Biographen, den schwerbelastenden Satz: „Und das Fell ihrer erheuchelten Heiligkeit ward ihr abgezogen.“ Also — denkt der geneigte Leser — waren die Anklagen gegen Wiborada doch nicht aus der Luft gegriffen; denn der Dichter sagt ihm ja nicht, dass der Satz mit Wiborada gar nichts zu tun hat, sondern von der Heuchlerin Zilia ausgesagt wird, die ihre Zelle um des Geldes willen dermassen missbraucht hatte, dass sie aus der Klausen vertrieben wurde.

Diese Art, Geschichte zu machen, gelingt dem Dichter noch etliche Male. Da erzählen uns die Biographen von einer gewissen Zilia, die in Konstanz drunten als Klausnerin lebte. Diese soll nach dem Wunsche des Bischofs unsere Wiborada ins Klausnerinnenleben einführen. Wiborada kommt also vor deren Zelle und äussert ihre Absicht. Da reicht ihr Zilia einen Beutel Almosengeld, den soll Wiborada den Reichen in der Stadt bringen und nach Ablauf einer be-

stimmten Frist mit Zins und Zinseszinsen wieder zurückbringen. Wiborada ist sprachlos ob dieses Ansinnens. Sie versteht sich nicht auf solche Geschäfte und weist den Beutel zurück mit der Bemerkung, ein solches Geschäft passe schlecht zum Berufe einer Klausnerin. Dann wendet sie sich mit Befremden ab, um bald hernach vom Bischof die Zelle auf St. Georgen und schliesslich die Klausen bei St. Mangen zu erhalten. Zilia aber „wird das Fell ihrer erheuchelten Heiligkeit abgezogen“. Sie wird als habsüchtige Heuchlerin entlarvt und aus der Zelle vertrieben. Der Zweck, den der Biograph mit dieser Episode verfolgt, ist wiederum völlig klar. Auch Wiboradas Freisein von jeglicher Anhänglichkeit an irdisch Hab und Gut soll durch diese ins hellste Licht gerückt werden. Was aber hat der Dichter daraus gemacht? Durch ein frivoles Spiel mit den Quellen hat er das gerade Gegenteil von dem bewiesen, was der Biograph beweisen wollte. Sein Klosterknecht Romajas bezeugt nämlich vor der Klausen Wiboradas, dass drunten in Konstanz die Kaufleute erzählen, wie ihnen die Klausnerinnen am Münster das Almosengeld, das fromme Pilgrime zufrugen, gegen Wucherszins ausgeliehen. Dann aber verweist der Dichter wiederum auf den Anhang, wo wir dem Zitate begegnen: „Sie hat sich noch nicht freigemacht von der Habgier, der Wurzel aller Uebel. Aus Hepidans Wiboradaleben.“ — Dieser Satz steht nun wirklich im Wiboradaleben, wie jener andere „das Fell ihrer erheuchelten Heiligkeit wurde ihr abgezogen“, nur mit dem Unterschiede, dass beide nicht von Wiborada, sondern von jener Heuchlerin Zilia ausgesagt werden. Der Leser aber, der das nicht wissen kann, bezieht selbstverständlich beide Zitate auf Wiborada. —

So ist es denn unserem Scheffel auch diesmal wieder gelungen, aus der weltabgestorbenen Klausnerin Wiborada ein habsüchtiges Weibsbild zu machen, das die Klausen zu schnöden Mammonszwecken missbraucht. Und noch einmal müssen die Quellen dem Dichter herhalten, um seinen unlauteren Zwecken zu dienen. Eine der lieblichsten Legenden des Mittelalters ist die sogenannte Wendelgard-Geschichte, wie sie uns von Ekkehard IV. überliefert wurde. Graf Ulrich von Buchhorn (Friedrichshafen) ist in den Ungarnkrieg gezogen und lässt eine trauernde

Gemahlin mit zwei Kindern zurück. Vergeblich hofft die Untröstliche auf die Rückkehr ihres Gatten. Immer stärker wird das Gerücht, der Graf sei ein Opfer des Krieges geworden und kehre nimmer zurück. — Freier kommen und werben um die vermeintliche Witwe. Aber weit entfernt, einem solchen die Hand zu geben, entschliesst sich Wendelgard, der Welt zu entsagen. Mit der Erlaubnis ihres Bischofs zieht sie nach St. Mangen, um den Rest ihres Lebens als Klausnerin nach dem Beispiel ihrer Lehrmeisterin, der hl. Wiborada, zu beschliessen. Wohl sträubt sich die zarte Natur der Gräfin gegen die Strenge solcher Entsagung; aber die Lehre und das Beispiel der Heiligen reissen hin, so dass Wendelgard sogar um die abgeschlossene Klausur bittet. Aber bevor sie diese erhält, kehrt der Graf wieder zurück, und Wendelgard wird mit ihrem Gemahl wieder vereint. Noch einmal wird sie mit einem Kinde beschert. Aber um dem Knäblein das Leben zu schenken, muss die Mutter das ihre opfern. Den Knaben aber bringt der Vater, wie er es gelobte, dem hl. Gallus, wo er dann als der hochangesehene Abt Burkhard II. sein Leben beschliesst. — Das ist die Wendelgard-Geschichte. Sie ist ein unsterblicher Sang auf eheliche Liebe und Treue, ein hohes Lied auf das christliche Lebensideal, wie es im 10. Jahrhundert von den Besten erfasst und gelobt wurde. Die Helden dieses Sanges verkörpern daher das Denken, Fühlen und Wollen eines ganzen Volkes in seiner vollendeten Reife.

Was aber hat der Dichter aus dieser Blüte mittelalterlicher Poesie gemacht? Da ist Wendelgard in ihrer Kemenate an der Seite ihrer Meisterin Wiborada. Schon viel tausend Psalmen hat sie gesungen, immer in der Hoffnung, der hl. Martinus werde ihren Ehegespons aus der Feinde Gewalt heraushauen, wie die Lehrmeisterin ihr vorhergesagt. Aber seitdem sie mit eigenen Augen gesehen, wie diese sonderbare Heilige des Nachts aus ihrem Fensterlein gestiegen, um, weiss der Himmel wohin zu gehen und was zu treiben, ist ihr Glaube an die Worte und die Macht Wiboradas geschwunden. Es ist ihr schwül geworden in der Klausur; am liebsten hätte sie die Türe mit den Füßen aufgebrochen und wäre in die Welt geschritten. — Wie nun die Lässige von ihrer Lehrmeisterin wieder einmal Vorwürfe erhält, da kündigt sie denn dieser

endlich den Gehorsam. Jetzt folgt Rede auf Widerrede wie Donnerschlag auf Donnerschlag, bis endlich ein Deus ex machina erscheint in der Gestalt des tapferen Romajas, der dem Kampfgetöse ein plötzliches Ende macht, indem er zwei lebendige Hasen gegen die Fensterladen der Streiterinnen Gottes schleudert. Da ist denn die Ruhe im Walde für einige Zeit wieder hergestellt. — Damit ist Scheffels Wiborada Reklusa gezeichnet. Sie ist in allem der diametrale Gegensatz zur hl. Wiborada des 10. Jahrhunderts, wie sie uns von den geschichtlichen Quellen gezeichnet wurde. An die Stelle der reinen Magd des Herrn, deren Jugendleben ohne Fehl und Makel gewesen, setzt der Dichter ein sittlich verkommenes, entartetes Weib, an die Stelle der hl. Klausnerin, die eher in den Tod ging, als ihr Gelübde brach, eine habgierige Maklerin, die von der Gewinnsucht in die Zelle getrieben wurde und diese verliess, wann es ihr passte. Scheffel nennt diese dann Wiborada Reklusa und rufft für dieses sein Phantom die historischen Quellen als Zeugen an. Ein solches Gebaren richtet sich selber. Scheffel hat in seinem Romane „Ekkehard“ mittelalterlichen Geist und mittelalterliche Kultur nicht bloss nicht erweckt, sondern vielmehr bekämpft, und dieser Kampf musste gerade dort am erbittertsten werden, wo sich ihm mittelalterlicher Geist und Kultur am stärksten und am reinsten entgegenstellten, und das traf sich in der Person der Klausnerin von St. Mangen. Daher denn die Einstellung Scheffels zu Wiborada Reklusa. — In der Tat! Scheffels Wiborada Reklusa ist eine schwere Versündigung an dem Geiste und an der Kultur des 10. Jahrhunderts.

Dagegen wollen wir dem Dichter eine Reihe von Episoden und Begebenheiten, die mit den geschichtlichen Quellen im Widerspruch stehen oder gar vom Dichter selber erfunden wurden, gerne als dichterische Lizenzen gutschreiben; wir denken da an den Einfall der Hunnen und ihren Empfang auf der Reichenau, der in Wirklichkeit in St. Gallen stattfand, an die Szene mit den Holzäpfeln zwischen Wiborada und Praxedis, der Kammerzofe der Herzogin, die sich quellengemäss zwischen Wiborada und Wendelgard abspielte, an den Auftritt zwischen Ekkehard und dem lüsternen Kellermeister auf der Reichenau, den der Chronist von unserem

Tutilo anlässlich seines Aufenthaltes im Kloster St. Alban bei Mainz erzählt, an das liebliche Bild im Klostergarten, wo die Herzogin mit einem Korb voll Aepfeln die Disziplin der Schüler auf eine harte Probe stellt, ein Bild, in dem der Dichter bekanntlich die Herzogin Hadwig an Stelle des Königs Konrad, den Klostergarten an die Stelle der Klosterkirche setzte. Wir denken dabei im besonderen an Gestalten, wie Praxedis, die Griechin, an den Kämmerer Spazzo, an den Audifax und Hadumot, die der schöpferischen Phantasie des Dichters selber entsprungen sind. Gerne wollen wir sogar dem Dichter solche dichterische Lizenzen gestatten, wofern er sich nur am Geist, an der Seele der Menschen nicht vergreift, die er zum Leben wieder erweckt. Aber gerade diese Forderung trifft im Romane „Ekkehard“ unseres Dichters nicht zu. Wohl hat er die Hauptgestalten seines Romanes der Geschichte des 10. Jahrhunderts entnommen, wohl hat er ihnen Leben, Geist und Seele eingehaucht; aber es war nicht der Geist des 10. Jahrhunderts, der sie belebte; es war vielmehr der Geist seiner eigenen Zeit, der

Geist des 19. Jahrhunderts, der Geist des Dichters selber, den sie atmeten. Ja, der Dichter hat seine eigene Seele, sein eigenes Leben, Lieben und Leiden in seine Gestalten hineingelegt. Und so musste denn der „Ekkehard“ des 10. Jahrhunderts einem „Ekkehard“ des 19. Jahrhunderts weichen, einem Ekkehard der am Weibe, und einer Hadwig, die am Manne zerbrach. Werden wir ihn deshalb verdammen? Keineswegs. Dass er aber diese seine Gestalten des 19. Jahrhunderts mit jenen des 10. Jahrhunderts identifizierte und durch ein raffiniertes Spiel mit den Quellen dem Leser vortäuschte, diese von ihm selber geschaffenen Gestalten des 19. Jahrhunderts seien identisch mit jenen gleichnamigen des 10. Jahrhunderts, das können und wollen wir ihm nicht verzeihen. — Unser Recht, ja unsere Pflicht ist es vielmehr, jene Lichtgestalten der Vergangenheit von dem entehrenden Mantel, in den sie eine mutwillige Hand hüllte, zu befreien, und ihnen jene Gestalt wieder zurückzugeben, die sie einst vor ihren Zeitgenossen getragen haben.

St. Gallen.

Emil Schlumpf.

Religionsunterricht

Die religionsunterrichtlichen Verhältnisse in den Volksschulen des Bistums St. Gallen

Zum Bistum St. Gallen gehören der Kanton St. Gallen und die beiden Halbkantone Appenzells. Es umfasst somit Gebiete, die ganz katholisch sind, aber auch solche, in denen die Reformation Eingang gefunden hat, und die deshalb heute Diasporagebiet sind. So ergibt sich teilweise die Situation katholischer Tradition, teilweise aber auch die Notwendigkeit, das katholische Leben neu aufbauen zu müssen. Diese Lage stellt den Religionslehrer vor ganz verschiedene Aufgaben: hier muss er suchen, eine Tradition entstehen zu lassen, in der das Glaubensleben Wurzeln schlagen kann, dort aber muss er suchen, das Leben immer neu zu erwecken, damit es in

der Tradition nicht erstarre und zur blossen Formel werde. Glücklicherweise bringt das aufgeschlossene Wesen des Ostschweizers manche Hilfe und Anregung schon mit sich. Die Nachbarschaft mit dem südlichen Deutschland hat sich zudem immer sehr fruchtbar ausgewirkt, und so kam es z. B., dass gerade die Münchener Methode in der Ostschweiz sehr bald treue Anhänger fand, und dass auch neuere unterrichtliche Versuche dort Anklang fanden, die in der Inner-schweiz nur sehr langsam ein Echo erwecken konnten; wir denken hier unter anderm an die Broschüre des jetzigen hochwst. Bischofs von St. Gallen, Dr. J. Meile: Eine selbständige